

TATORT

A photograph of a dense forest with tall, slender trees and a lush green forest floor covered in moss and ferns. The lighting is soft, creating a serene atmosphere.

CLAUS-PETER LIECKFELD

GEORG MEISTER
UND SEIN KAMPF FÜR
UNSERE WÄLDER

WALD

WESTEND

Claus-Peter Lieckfeld

TATORT WALD

Georg Meister und sein Kampf
für unsere Wälder

WESTEND

Mehr über unsere Autoren und Bücher:
www.westendverlag.de

Dies ist die zweite, komplett überarbeitete Neuauflage des Buches. Die Inhalte in diesem Buch sind von Autor und Verlag sorgfältig erwogen und geprüft worden, dennoch kann eine Garantie nicht übernommen werden. Eine Haftung des Autors beziehungsweise des Verlags und dessen Beauftragten für Personen-, Sach- und Vermögensschäden ist ausgeschlossen.

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie. Detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.



ISBN 978-3-86489-012-3
© Westend Verlag GmbH, Frankfurt/Main 2012
Satz: Publikations Atelier, Dreieich
Alle Fotos im Bildteil: Georg Meister; letztes Foto: Paul Grafwallner
Druck und Bindung: CPI - Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany

Inhalt

Vorwort	9
Prolog: Warum der Wald wieder wichtig wird	11
Forst und Jagd: »The German problem«	15
Ein Gast sieht mehr	17
Waidmannslust von Gottes Gnaden	22
1. Im Wald wächst ein Jäger (1929–1945)	25
Die Jagd ruft	27
Eine fatale Liaison	28
Jagd – mit der Muttermilch eingesogen	32
Meisters jagdliche Lehrjahre	35
Schüsse in Deutschland	43
Trophäenkult	50
Götterdämmerung	53
2. Lernen für den Lebenstraum (1945–1953)	57
Jagdlobby besiegt Waldlobby	62
Wer den (Wild)Schaden hat, spottet jeder	
Beschreibung	67
Karriereleiter mit hohen Sprossen	69
Mutter Natur weiß es besser	73

3. Vom Hegejäger zum Waldheger (1953–1965)	77	Der Wald mag dahinsiechen, das Dogma muss leben	160
Beim Jagen drückt man ein Auge zu	83	Die Politik reagiert	161
Ein Traum gerät ins Schlingern	86	Verbände kämpfen für funktionsgerechte Wälder	162
Das Bild von Jagd bekommt Risse	92	Jagdtrophäen mit Gold aufgewogen	163
Hoch hinaus, endlich Hochgebirge	94	Die Weißwand klärt die Fronten	167
Blick zurück nach vorn	100	Der eine strahlt, der andere zahlt	170
Gegenwind von oben – eine Episode	102	Die Waldbesucher sind schuld	173
Harte Arbeit für andere	104	Bergmischwälder für die Enkel	175
Strafversetzt nach oben	108	Die Jugend motivieren	176
		Vom (Ver)Schweigen im Walde	178
		Worte sind Zwerge, Taten sind Riesen	181
4. Cassandra bleibt unbeliebt (1966–1978)	110	6. »Die Tannen können wir auf ewige Zeiten vergessen!« (1994–2006)	184
Die Nachhaltigkeit der Ausreden	115	Weltmeister im Verstecken – eine Erfolgsstory	187
Nationalpark – eine Idee im Zerreißtest	117	Trophäenjagd verhindert naturnahe Wälder	191
Ja, mach nur einen Plan ...	120	Klüger als der liebe Gott	194
Zurück an die Basis	121	Routineschäden	197
Bitte recht freundlich!	127	Störfaktor Mensch	198
Der Weihnachts-Stern und die Zeitenwende im Wald	129	»Sparwälder« als Folge überhöhter Wildbestände	200
Tauziehen im Schatten des Watzmann	131	Ein Nationalpark als Zentrum der Trophäenjagd	204
Ein Mann wird zur Zielscheibe	136	Ohne Lernbereitschaft gibt es keinen Wandel	206
Laudatio auf einen Kärner	139	Wie (un)bezahlbar ist Hochwasserschutz?	217
		Gibt es kurzfristigen Hochwasserschutz?	220
		Humus – schwarzes Gold	221
		Keine klaren Ziele – keine Zukunft	223
		Weiterhin prima Klima für die Jagd?	227
5. Leiter des Forstamts Bad Reichenhall – eine ganz besondere Herausforderung (1978–1994)	142	7. Es gibt nichts Gutes, außer man tut es (2007 bis heute)	236
Die Koalition der Zufriedenen	146		
Es ist zum Verzweifeln	150	Epilog: Was können wir tun in Zeiten des Klimawandels?	248
»Da muss man ja Mitleid haben!«	151		
»Waldsterben« – es rauscht im deutschen Blätterwald	153		
Lawinen, Hochwasser und Dürre	154		
Die Lage des Waldes	155		
Der Schock des Trophäenjagdverzichts	157		
Verpasste Chancen	158		

Anmerkungen	254
Glossar	259
Grafiken	265
Literaturempfehlungen	272

Vorwort

Der Wald gilt als Inbegriff für Beständigkeit und langfristiges Wirtschaften. Er ist Trinkwasserfilter, Hochwasserspeicher, Erholungsraum, grüne Lunge und in gebirgigen Gegenden auch noch Schutzwald gegen Lawinen und Hangrutschungen. In fachlichen Diskussionen wird all das unter »Wohlfahrtswirkungen« des Waldes zusammengefasst. Und in Deutschland wurde für den Wald bereits vor Jahrhunderten die Idee der Nachhaltigkeit entwickelt.

Doch nur Teilbereiche dieser Idee wurden umgesetzt, und auch im Wald hatten kurzfristige Erfolge wie der Verkauf wertvoller Hölzer oder das Jagdvergnügen einen höheren Stellenwert als langfristige Ziele wie die Schaffung naturnaher Mischwälder, die in Zeiten des Klimawandels dringend angesagt sind. Jahrhunderthochwasser und Jahrhundertorkane im Dreijahrestakt stoßen uns geradezu auf die Frage: Welche Wälder sind zukunftstauglich? Welche Wälder können die lebensrettenden Schwämme sein, die Starkregen zwischenspeichern, so dass sie nicht als Flutwellen verheerende Schäden anrichten. Welche Wälder können die häufigeren Stürme oder Hitzeperioden ohne allzu große Schäden ertragen?

Monokulturen aus Fichten – sehr schlechte Wasserspeicher übrigens – sind vielfach heute schon potentielle Baumfriedhöfe nach vermehrtem Borkenkäferfraß. Naturnahe Mischwälder mit ihrer ganzen Artenvielfalt können sich am besten auf den Klimawandel einstellen. Sie sind die Wälder der Zukunft. Und sie wachsen sogar von selbst, wenn alle ihre Arten aufwachsen dürften.

Forstmänner mit Blick für eine umfassende Nachhaltigkeit sind unter den Förstern eher die Ausnahme und waren oft auch

heftigen persönlichen Angriffen ausgesetzt. Georg Meister, der sich sein Leben lang für naturnahe Mischwälder eingesetzt hat, ist eine solche Ausnahme. Er hat diese zukunftsfähigen Wälder nicht nur propagiert, sondern gegen erbitterten Widerstand auch aufwachsen lassen. Und indem Georg Meister nichts anderes tat, als die hochhoffiziellen forstpolitischen Ziele umzusetzen, geriet er voll in die »Schusslinie« der Jagd- und Forstbürokratie. Nicht zuletzt hat Georg Meister das »Waldwesen« als eine wichtige Grundlage der europäischen Kultur erkannt und in zahlreichen Publikationen und Vorträgen in die Gesellschaft getragen.

Ich durfte seinen Kampf für naturnahe Wälder und für den Ausbau größerer Naturschutzgebiete zu »biologischen Bildungsstätten« vierzig Jahre lang begleiten und auch unterstützen. Georg Meister hat sich nach frühen jagdlichen Lehrjahren ständig weitergebildet. Er hat von Waldbauern gelernt, von forstlichen Waldbaumeistern, Betriebswirtschaftlern, engagierten Naturschützern und von der Natur. Und so ist sein Lebensweg zu einem Vorbild für »nachhaltige Entwicklung« im Wald geworden. Gerade in Zeiten des Klimawandels werden solche Vorbilder einer lebenslangen Weiterbildung zu einer Überlebensfrage – für uns und für die nachfolgenden Generationen. Damit »nachhaltige Entwicklung« und »Generationengerechtigkeit« nicht nur Schlagworte bleiben und möglichst viele Menschen sich für diese zukunftsfähigen Wälder einsetzen, wünsche ich diesem Buch eine breite Leserschaft.

Hubert Weinzierl
Präsident des Deutschen Naturschutzringes
Vorsitzender der Bundesstiftung Umwelt

Prolog: Warum der Wald wieder wichtig wird

»Klimavertrag kommt – aber erst 2020« resümiert die *Süddeutsche Zeitung* am 12. Dezember 2011 die Ergebnisse der UN-Klimakonferenz von Durban in Südafrika. Diese Titelzeile bringt auf den Punkt, wie relativ Erfolge selbst dann sein können, wenn es buchstäblich ums Ganze geht: nämlich um die Frage, ob wir – beziehungsweise die, die nach uns kommen – noch »lebbare« Verhältnisse vorfinden werden oder eher nicht. Durban endete nicht in Fiasko und Resignation, wie die seinerzeit medial gehypte Kopenhagener Weltklimakonferenz von 2009. Die Staatengemeinschaft verlängerte in Südafrika immerhin das Kyoto-Protokoll, das 2012 ausgelaufen wäre. Die neue Laufzeit soll 2013 beginnen. Ob Kyoto II dann bis 2017 oder 2020 gelten wird, ist genauso unbestimmt wie die genauen Ziele und Grenzfestlegungen. Russland, Japan und Kanada erklärten prompt, sie werden nicht mit von der Partie sein. USA und China waren schon bei Kyoto I nicht dabei. Das kann man sicherlich nur durch fest zusammengebissene Zähne einen Erfolg für die Atmosphäre nennen.

Etwas mehr Hoffnung hinterlässt die zweite Großbaustelle von Durban: Gegen heftigen Widerstand von Indien, aber auch von der USA und China, gelang es – wie berichtet wird, in letzter Sekunde –, ein rechtsverbindliches Beschlussprotokoll zu fixieren: Bis 2015 soll ein »echtes weltweites Bündnis gegen die Erderwärmung« (*Süddeutsche Zeitung* vom 12. Dezember 2011) erarbeitet und 2020 in Kraft gesetzt werden, das Emissionsobergrenzen verbindlich festlegt.

Konferenzteilnehmer Norbert Röttgen, Bundesumweltminister, sieht darin ein »Fundament (...) für ein internationales Klimaschutzabkommen (...), das erstmalig für alle gilt«. Und alle

heißt wirklich alle, da die Totalblockade von Großemittenten wie USA und China aufgelöst wurde. Beide Großmächte hatten bisher jedwede verbindlichen Treibhausgasemissionsgrenzen für sich abgelehnt. Wie schlupflochfrei schlussendlich Regelwerke und bindende Obergrenzen ausgestaltet werden, blieb in Durban offen. »Das ist ein trauriger Morgen«, kommentierte ein Konferenzteilnehmer aus Bangladesch denn auch die Ergebnisse. Für sein Land, das schon heute akut vom Meeresspiegelanstieg und hoch auflaufenden Fluten bedroht ist, kommt eine Trendwende in fernerer Zukunft zu spät. Und Hubert Weiger, Vorsitzender des Bundes für Umwelt und Naturschutz Deutschland, nannte die Beschlüsse in Anspielung auf die EU-Finanzkrise (die Durban fast völlig aus den Nachrichtensendungen verdrängt hatte) »einen löchrigen Rettungsschirm fürs Klima«. Eines der größeren Löcher wurde in den Fazitkommentaren der Presse nur knapp vermerkt: Die Vorstöße einiger Nationen, mit Geldmitteleinsatz dafür zu sorgen, dass große Waldgebiete – bitter notwendige CO₂-Senken – nicht weiter abgeholzt werden, führten zu buchstäblich nichts.

Manch einer, der einige tausend Kilometer – sagen wir aus dem Berliner Umweltbundesamt – angefliegen kam, wird zuvor oder unterwegs in »alten« Akten gelesen haben, die vor fünf, sechs Jahren die Öffentlichkeit alarmierten, deren Botschaft aber im Zeichen der globalen Finanzkrise nur noch schwer durchdringt. »Anpassung an den Klimawandel wird immer wichtiger«, hatte etwa das Umweltbundesamt zusammen mit dem Max-Planck-Institut für Meteorologie schon im April 2006 festgestellt. Und weiter: »Der Klimawandel ist eine der größten Herausforderungen für die Menschheit. Klimaänderungen und deren Auswirkungen sind bereits heute spürbar – auch in Deutschland, wie der Blick auf die vergangenen hundert Jahre zeigt: Die Jahresmitteltemperatur stieg um 0,8 Grad Celsius, in den Alpen sogar mit 1,5 Grad Celsius um fast das Doppelte. Extrem warme Jahreszeiten – vor allem extrem heiße Sommer – traten immer häufiger auf. (...) Mehr Starkniederschläge im Westen Deutschlands, häufigere heiße und trockene Sommer sowie

heftigere Stürme richteten in Deutschland in den vergangenen Jahrzehnten großen wirtschaftlichen Schaden an. (...) Besonders betroffen waren Forst-, Land- und Wasserwirtschaft. (...) Allein in den vergangenen zehn Jahren beliefen sich die Schäden durch die großen Hochwasser (...) auf rund 13 Milliarden Euro. Hitze und Dürre verursachten etwa eine Milliarde Euro Schaden. Durch die Stürme (...) entstanden Kosten von insgesamt etwa 2,5 Milliarden Euro. (...) Vor diesem Hintergrund stellt sich die Frage: Wie können wir uns an diesen Klimawandel anpassen, um Menschenleben zu schützen und wirtschaftliche Schäden so gering wie möglich zu halten?«¹

Wer wissen will, was noch geht, macht sich sinnvollerweise auch kundig, was nicht mehr geht. Im Wald zum Beispiel: Der Klimaforscher Professor Dr. Wolfgang Seiler vom Forschungszentrum Karlsruhe glaubt, dass die Fichten zum Beispiel im Frankenwald und Fichtelgebirge schon in einigen Jahrzehnten keine Chance mehr haben.² Durch wärmere und niederschlagsärmere Sommer wird der Bodenwassergehalt stark absinken. Die Fichten sind dann so geschwächt, dass sie eine leichte Beute von Borkenkäfern oder anderen »Feinden« werden.

Es ist auch eine Frage der Verantwortung für kommende Generationen, ob wir diese Fakten zur Kenntnis nehmen und Konsequenzen daraus ziehen oder das Prinzip »Nach uns die Sintflut« walten lassen. Mit Klimawandel und Generationengerechtigkeit (wir sorgen für die Wälder unserer Enkel) wird auch der Wald wieder ein Thema, das mit dem »Waldsterben« zunächst gestorben schien.

Ein Drittel Deutschlands ist waldbedeckt. Diese Fläche wird ganz erheblich mitentscheiden, wie viel von kommenden Starkregen »gepuffert« werden kann oder auf ruinös kurzem Weg in Bäche und Flüsse schwappt. Aber was kommende Hochfluten an Oder, Elbe, Donau, Rhein und diversen kleineren Flüssen und Bächen anrichten, hängt nicht nur pauschal davon ab, auf wie viel waldige »Puffer- und Schwammfläche« Schnee und Regen fallen. Die Qualität der (Wald-)Flächen und besonders des Waldbodens ist mitentscheidend.

Es gibt mäßig gute und es gibt Hochleistungspuffer, es gibt schlappe und hoch elastische Schwämme. Und nur die besten werden künftig gut genug sein. Während das Skript dieses Buches überarbeitet wird (Dezember 2011), legen TV-Redakteure letzte Hand an ihre Jahresrückblicke, und man darf sicher sein, dass die spätherbstlichen Hochwasserkatastrophen an den nördlichen Mittelmeerküsten und schlimmere in Ostasien ins Bild gerückt werden. Ein Narr, wer da meinte, das betreffe uns nicht! Für Städte wie Passau, Magdeburg und Köln, aber auch für zahllose Siedlungen in den Alpen ist es buchstäblich eine Frage auf Leben und Tod, wie gut die Wälder im Einzugsbereich der Wasserläufe »arbeiten«. Deren Leistungsfähigkeit wird ganz erheblich mitentscheiden, ob eine Flutwoge die Siedlungen trifft oder ein langsam an- und wieder abschwellender Pegel.

Man weiß inzwischen recht gut, welche Art von Wäldern den Katastrophenschutz-Job am besten macht. Es sind exakt jene, die offiziell und von Staats wegen gewollt sind, die in allen Gesetzen und Verordnungen beschlossen werden, die als Hauptziel in jeder Präambel forstfachlicher Leitlinien festgeklopft sind, Wälder, die Hochglanzbroschüren zieren. Die Rede ist von naturnah durchmischten Wäldern, die sich ohne ständige Nachpflanzaktionen von selbst verjüngen können.

Für diese Wälder spricht noch einiges mehr. Nicht nur sogenannte »Starkniederschläge«, auch die Windgeschwindigkeiten werden nach allem, was sich seriös prognostizieren lässt, zunehmen. Dabei geht es nicht so sehr um das »Wie oft?«, sondern mehr und dringlicher um das »Wie sehr?«. Es wird künftig – womöglich – sogar weniger stürmen als bisher, aber deutlich heftiger, nämlich »um etwa zehn Prozent könnte die Windstärke zunehmen«, resümiert der *Spiegel* (2011/47) die aktuellen Prognosen, und ein Orkan, der zehn Prozent über dem berühmtesten »Lothar« (zweiter Weihnachtstag 1999) läge, würde die Schäden nicht etwa um ein Zehntel erhöhen, sondern verdreifachen.

Es wird bis zum Jahr 2030 global gesehen um etwa ein Grad wärmer werden. Daran können wir jetzt schon nichts mehr ändern. Ob es bis zum Jahr 2100 um zwei oder um vier Grad wär-

mer sein wird, hängt von der Klimaschutzpolitik der nächsten Jahrzehnte ab.

Die Fichtenmonokulturen, die an vielen Standorten zwischen Nordsee und Alpen stehen, wird es doppelt erwischen: Zum einen begünstigen Wärme und geringere Niederschläge im Sommer Fichtenfeinde wie Borkenkäfer oder Fichtenblattwespe. Zum anderen sind diese naturwidrigen Stangenwälder besonders anfällig gegen starken Winddruck. Die Orkane der letzten Jahre wüteten in den Holzäckern weit heftiger als in gestuften, relativ naturnahen, artenreichen Mischwäldern.

In dieser Situation raten Waldexperten nachdrücklich dazu, der Waldnatur das Heft in die Hand zu geben: Sie wird sich aus dem breiten Spektrum natürlich aufwachsender Bäume und anderer Waldpflanzen diejenigen herausuchen, die mit den neuen klimatischen Verhältnissen am besten fertig werden. Diese Wälder muss man nicht erfinden, die finden sich in unvollständigen Resten noch überall in Deutschland. Hier haben sich alte Bäume erhalten wie zum Beispiel Elsbeeren, Eichen, Ahorne oder Tannen und manche Sträucher oder krautige Pflanzen wie zum Beispiel Schneeball, Waldweidenröschen, Türkenbund oder Hasenlattich, die in vielen Wäldern fast nicht mehr aufwachsen können.

Fast alle wollen solche naturnahen Wälder mit ihrer standorttypischen Bodenvegetation: die Naturschützer, kluge Forstökonomien, Hochwasserschutzexperten, die Erholungsindustrie und im Grunde auch die Politiker, die auf das Gemeinwohl verpflichtet sind. Wunschwälder mit einem Wort.

Forst und Jagd: »The German problem«

Und genau hier beginnt eine der unglaublichsten und zugleich unbekannteren Geschichten der letzten hundert Jahre.

Diese – zumindest dem Lippenbekenntnis nach – von allen gewollten Wälder wachsen nicht auf. Sie wurden behindert und in schlimmer Konsequenz großflächig verhindert. Im Wesentlichen von einer winzigen Minderheit, die sich gegen eine 99,6-Pro-

zent-Mehrheit durchsetzen konnte und noch immer kann. Diese Geschichte gilt es zu erzählen, die Geschichte eines der größten Lobbyerfolge aller Zeiten.

Aber wir könnten dieses Waldbuch auch mit einem Fanfarenstoß beginnen. Oder mit einem kleinen Jubelchoral in eigener Sache: Wir Deutschsprachigen lieben unseren Wald. Unsere schönsten Märchen wurzeln dort. Und die wundervollen Waldbeschreibungen unserer Dichter lassen die Augen feucht werden: »Wer hat dich, du schöner Wald, aufgebaut so hoch da droben« und »... über allen Wipfeln ist Ruh«, »... der Wald steht schwarz und schweiget ...«. Im Wald lebt Bambi und wächst der Pfifferling, glitzert der Tau in der Morgensonne und röhrt der Hirsch, der Stolze, in die Herbstnacht.

Und deutsche Förster haben die Nachhaltigkeit erfunden, heißt es, also das Prinzip, niemals mehr Bäume zu schlagen als nachwachsen. Dafür sind sie schon von Friedrich Schiller gelobt worden und später weltberühmt geworden, die deutschen Förster. Ein Traumberuf!

Die andere Geschichte ist nicht ganz so pastellfarbig lindgrün, dafür aber ungleich spannender. Eigentlich ein »Tatort«-Krimi mit vielen Beteiligten, sehr vielen Alibis und Dolchstoßlegenden. Eine Skandalgeschichte, die allein dadurch noch etwas skandalöser wird, dass sie andauert. Und sie ist bisher immer nur in Ausschnitten erzählt worden. Vielleicht weil die meisten Zeitgenossen den Wald für keine passende Kulisse halten, wenn es um Verschleierung geht, um massive Eingriffe in fremdes Eigentum oder um Verschleuderung öffentlicher Gelder?

Wenn wir versuchen, diese Geschichte zu erzählen – wir, das sind ein Journalist, der sich seit über zwanzig Jahren fragt, warum die Nutznießer des Skandals ihre Enttarnung bisher fast mühelos überstehen konnten, und ein Forstmann, der handelnde Person in dieser Geschichte war und noch ist –, dann müssen wir uns auf einen Anfang einigen. Einiges spricht dafür, im Spätsommer 1935 anzusetzen.

Ein Gast sieht mehr

Im Spätsommer und Herbst 1935 bereisten sechs US-amerikanische Forstexperten Deutschland. Sie hatten von »Dauerwald« und »Nachhaltigkeit« gelesen – Dingen, für die es auch in der englischsprachigen Fachliteratur nur diese beiden deutschen Begriffe gab. Diese Worte – genauer: die Frage nach ihrer Entsprechung in der Wirklichkeit – hatten vor allem einen aus der sechsköpfigen Expertengruppe angezogen, den damals 48-jährigen Aldo Leopold, den einzigen aus der forstfachlichen Reisegruppe, der den United States Forest Service³ quittierte und sich seit einigen Jahren in einer völlig neuen Disziplin einen Namen gemacht hatte, dem »Wildlife Management«. Dafür gab es 1935 (und gibt es noch heute) kein genau entsprechendes deutsches Wort; es handelte sich um ein Fach, das sich künftig ebenso mit dem Namen Aldo Leopold verbinden sollte wie Evolution mit Charles Darwin oder, in Deutschland, Tierleben mit Brehm.

Nachhaltigkeit im Forstwesen – diese Maxime hatte einen geografischen Ort: Wie jemand, der dem Wort »Freiheit« hinterher forscht, in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts vielleicht in die USA gefahren wäre, so fuhr nach Deutschland, wer sich für Nachhaltigkeit im Wald interessierte. In Deutschland war dieses Prinzip erstmals erdacht und teilweise auch umgesetzt worden.

Wie kam es dazu?

Die Erklärung erfordert einen kleinen Aufgalopp durch die Geschichte. Die Vorgeschichte, warum und wie Nachhaltigkeit in der Forstwirtschaft zum Thema werden konnte, hat zwei Überschriften: Not und politische Willkür.

Im Mittelalter hörte der »freie Wald« schrittweise auf, frei zu sein. Wo sich nach der Völkerwanderung und vor der Verfestigung von Zentralgewalten die Dörfler noch frei mit Holz versorgen und ihr Vieh ungehindert in den Wald treiben konnten, beanspruchten König, Adel und Kirche peu à peu und immer rigider sogenannte Bannwälder für ein »königliches Vergnügen«. Dazu schreibt Landforstmeister Werner Roßmäßler: »Um

dem Jagdvergnügen möglichst ungehemmt frönen zu können, war die Erhaltung der ausgedehnten Waldungen Voraussetzung. Die ersten Rodungsverbote, deren ältestes vom Abt des Klosters Lorsch etwa um das Jahr 1100 erlassen war, beruhten zweifellos nicht auf der Sorge um die Holznot, sondern vor der Schmälerung der Jagdgebiete.«⁴ Das begehrte Wild war in den riesigen Laubwäldern selten. Die Berufsjäger waren dafür verantwortlich, es gleichwohl zu finden und eine erfolgreiche und höfisch gerechte Jagd durchzuführen.

Im späten Mittelalter waren zwei Drittel des Waldes, der Mitteleuropa noch zur Zeitenwende in weiten Bereichen beinahe flächendeckend überwölbt hatte, gerodet für Ackerbau und Viehzucht. Die Bauern waren auf die Nutzung des übriggebliebenen Waldes angewiesen, auf Holz als Energiequelle und Baumaterial, auf den Waldboden als Viehweide und Nahrungsquelle. Aber immer größere Waldteile wurden von den Landesfürsten mit einem Bann belegt. Das bedeutete: Rodungs-, Jagd- und Nutzungsverbot fürs Volk, damit die Herrschaften dort ihrem »königlichen Vergnügen« nachgehen konnten. Den Bauern blieben immer kleinere Waldanteile. Und immer öfter mussten sie erbärmlich frieren, ihre Not wuchs.

Aber Not macht bisweilen erfinderisch: Irgendwo kam ein Dorfschulze (Frühform eines Gemeindevorstehers) auf die Idee, die kleinen, fürs Volk zugänglich gebliebenen Wälder planmäßig zu nutzen; er ließ sie in gleichmäßig bemessene Jahresschläge einteilen. Daraus entwickelte sich vor etwa 700 Jahren die Nutzungsform des »Niederwaldes«* oder des »Mittelwaldes«*.

Nur diese organisierte Selbstbeschränkung konnte sicherstellen, dass auch die Enkel noch in der Lage waren, ausreichend Holz zu schlagen. Durchzusetzen vermochte das nur ein Dorfschulze, der über ausreichend Autorität verfügte. Diese »Gemeindegewald-Bevollmächtigten« wachten über die Disziplin. Wer

* Begriffe, die im Glossar erklärt werden, sind bei ihrer ersten Nennung mit einem Sternchen * versehen.

gegen sie verstieß, verstieß gegen die Generationengerechtigkeit, beraubte Kinder und Enkelkinder.

Es gibt keine schriftlichen Aufzeichnungen über diese frühe Form umsichtiger Waldnutzung, und man weiß auch nicht, wo diese Idee erstmals entstand und wie sie sich ausbreitete. Sicher ist: Die Sorge um den Wald bewirkte Sorgfalt und Vorausschau.

Die Herrschenden hatten andere Sorgen: Waldbesitzende Landesfürsten zum Beispiel bangten um ihren Wohlstand; Holz, das man in Riesenmengen, etwa zur Salzgewinnung, verheizte, wurde nach langjähriger unregelmäßiger Nutzung knapp.

Im 17. und 18. Jahrhundert schließlich formulierten Verwaltungsbeamte das, was als »nachhaltige Holznutzung« bekannt wurde – ein Prinzip, das einige Jahrzehnte später von Förstern aufgegriffen und als »Nachhaltigkeit« gelehrt wurde. Die Förster wurden aus den Berufsjägern rekrutiert und in neu gegründeten Försterschulen weitergebildet.

Von solchen und anderen Pionieren – von Nachhaltigkeit zum einen und deutschem Baumpflanzerfleiß zum anderen – hatte Leopold gelesen. Er wanderte drei Monate durch deutsche Forste und tauchte tief in Fachbibliotheken ein. Was er bei den Wanderungen im Land seiner Vorväter sah, erschütterte ihn zutiefst: Stangenforste so weit das Auge reichte – von ein paar rühmlichen Ausnahmen abgesehen. Sollte das die ganze hochgelobte deutsche Forstwirtschaft sein? Und wenn ja, wie hatte es dazu kommen können? In der Forstlehranstalt Tharandt (Sachsen) suchte und fand er historische Spuren. Er entdeckte auch die historische Gegenprobe zu seiner Wildwald-These.

»Der Dreißigjährige Krieg«, schrieb er in seinem berühmten Aufsatz »Deer and Dauerwald in Germany«, »dezimierte das Wild (...). Die Wälder füllten sich mit Gesetzlosen, Fahnenflüchtigen, vertriebenen Bauern, die sich alle nach Essbarem umsahen. Außerdem (...) kam es zur Rückkehr von Bären und Wölfen«, den natürlichen Feinden der Pflanzenfresser. Die Wildbestände wurden niedriger, naturnäher. Jetzt blieben genug Schösslinge, um eine neue Waldgeneration zu begründen:

Naturverjüngung nennt der Fachmann die Fähigkeit des Waldes, sich selbst in seiner ganzen Vielfalt am Leben zu halten.

Der Gast aus den USA erkannte, dass die Reh- und Rotwildbestände⁶ vielfach stark angewachsen und besonders schädlich für die Wälder waren. Aus seltenen Waldtieren waren vielerorts Massentiere geworden. Das hatte mehrere Gründe. Ein nicht unwesentlicher: Die natürlichen Feinde, Luchs und Wolf, waren als Beutekonkurrenten ausgerottet worden. Räuberausrottung und Fütterung von Hirschen und Rehen hatten schwerwiegende Konsequenzen für die Wälder. Die großen Pflanzenfresser Reh und Hirsch vermehrten sich ungeahnt schnell.

Aber das freute die feudalen Jäger; sie wollten ja viel Wild, auch wenn es den Bauern die Äcker kahl- und den Wald gnadenlos zusammenfraß. Das Recht des Adels, auf fremdem Grund und Boden zu jagen, wurde 1848 mit Deutschlands nur angedeuteter Bürgerlichen Revolution abgeschafft. Aber das Problem blieb. Denn ein neureiches Bürgertum wollte nun in seinen Jagdrevieren Reichtum in Form von (wirtschaftlich wertlosen) Jagdtrophäen zur Schau stellen. Geistiger Vater einer neuen Form der Jagd – der Hegejagd – war der Förster Carl Emil Diezel. Er jagte ab 1815 in wildreichen Staatsjagden Unterfrankens. Sein Buch *Erfahrungen auf dem Gebiete der Niederjagd* ist erstmals 1849 erschienen und hat 1983 die 23. Auflage erlebt. Er gehörte zu jenen Förstern, die Tiere und Pflanzen in nützliche und schädliche einteilen und die Natur nach ihrem Willen gestalten wollen. Das wird besonders an seiner Einstellung zum Reh und zum Fuchs deutlich.

Zum Reh meint er: »Es handle sich um eine diesem Thiergeschlecht zu haltende – Leichenrede.« Wie das? Diezel hat die tatsächliche Zahl der Rehe und deren Vermehrungsfreudigkeit völlig unterschätzt. Er begründete damit die notorische bis heute fortwirkende Unterschätzung der realen Rehbestände, er ist der geistige Ahnherr all jener, die noch heute immer aufs Neue Befürchtungen von einer kurz bevorstehenden »Ausrottung des Wildes« in die Welt setzen.

Zum Fuchs schreibt er: »Von jeher war ich ein abgesagter Feind jener Erzräuber (...), denn sein Blick verrät Heimtücke,

Bosheit, Mordbegierde und Verschlagenheit zugleich. (...) Der Oekonom im weiteren Sinne des Wortes, folglich auch der Forstmann, sieht in dem Fuchse nur den Vertilger einer weit schädlicheren Thierart, nämlich der Mäuse, und betrachtet ihn daher als ein äußerst nützliches Geschöpf. (...) Aus einem ganz anderen Gesichtspunkte betrachtet ihn dagegen der Jäger, der (...) kein Mittel zu dessen Vertilgung für unerlaubt hält. (...) Es ist nämlich ein (...) entscheidender Vortheil, wenn man den jungen Hunden schon in der ersten Zeit (...) die Freude verschaffen kann, die schweißige Fährte eines lahmgeschossenen Fuchses zu verfolgen und ihn gemeinschaftlich abzuwürgen.«

Die Hegejagd übernahm Entwicklungen aus der Viehzucht, vor allem Fütterung und Zuchtauswahl. So ließen sich in wenigen Jahren die begehrten Trophäen produzieren. Das setzte aber einen ständigen Kampf gegen die Natur (zum Beispiel gegen Beutegreifer) voraus. Zu dieser »waidgerechten Hegejagd« gehören einige Dogmen, die sich in den letzten 140 Jahren immer weiterentwickelt haben. Um 1870 lauteten sie:

- Wir können das Wild in unseren Jagdrevieren annähernd genau zählen.
- Wir müssen unser Wild füttern.
- Wir müssen unser Wild vor Feinden schützen.
- Wir müssen den Zuchtwert unseres Wildes durch gezielte Auslese verbessern.

All diese Dogmen kollidieren mit der Ökologie des Wildes oder des Waldes (dazu später ausführlich). Für ihre waidgerechte Hegejagd pachteten immer mehr zu Geld gekommene Bürgerliche so manche ehemalige »Bauernjagd«⁷. Diese Nachfolger der Adelsjäger wollten aber nicht nur pirschen, sondern auch ein wenig prunken; die Rolle eines »Jagdherrn« eignete sich dazu vorzüglich.

Und der neue Grünadel samt benachbartem oder mitjagendem Förster wollte sich abheben von den gewöhnlichen »Fleischjägern«, die in erster Linie für den Kochtopf schossen. So wurden eigentlich wertlose Körperteile wie Gehörne, Federn oder Zähne

(die Hauer genannten Eckzähne des männlichen Wildschweins) zu Trophäen, zu Orden. Sie waren Belege, dass man selbst kein »Bauern- oder Fleischjäger« war. Trophäen wurden zu Emblemen einer neuen Form der Jagd, der waidgerechten Hegejagd. Der waidgerechte Jäger wollte (und will) in möglichst großen Wildbeständen per Wahlabschuss die Guten von den »Minderwertigen« trennen und fütternd viel mehr Wild »hegen«, als der Wald ganzjährig durch natürliche Wildnahrung unterhalten kann.

Aber auch im späten 19. Jahrhundert gab es einzelne unbefangene Beobachter. So schrieb ein Jäger im Jahre 1896, dass »in stark bejagten Revieren stärkere Böcke vorkämen als in gut gehegten«. Doch solche Stimmen wurden immer seltener. Kaiser Wilhelm II. wurde Ende des 19., Anfang des 20. Jahrhunderts zum Patron der Hegejagd, die in ihrer Zielorientierung stets Trophäenjagd war. Wilhelms säuberlich protokollierte Jagdzeiten und Beutestrecken lösen ungläubiges Staunen aus: Wie viel Zeit kann dem eifrigen Nimrod* überhaupt zum Regieren geblieben sein? Der Kaiser ließ besonders starken »gefallenen« Trophäenhirschen Denkmäler in den Wald stellen und posierte gern mit Beute. Im Jahr 1895 übernahm er die Schirmherrschaft der ersten deutschen Trophäenschau. Damit war ein Sockel der waidgerechten Hegejagd offiziell eingeweiht: Die Jagdtrophäen müssen jährlich zur Schau gestellt werden, um die »Hegeleistung« vorzuführen.

Das war ein wichtiger Etappensieg für all die, denen künftig die Gleichsetzung von Jagd und Trophäen-(Hege-)Jagd ein Anliegen war.

Waidmannslust von Gottes Gnaden

In einer Festschrift zu seinem 25. Thronjubiläum (»Heil, Kaiser, Dir!«) heißt es, SM, Seine Majestät, habe geruht, in drei Jahren 75 000 Stück Wild zu erlegen. Etliche davon in der Schorfheide bei Berlin, dem späteren Lieblings- und Exklusivrevier von Hermann Göring.

Womit wir wieder in den Dreißigern und bei Aldo Leopolds Deutschlanderfahrung sind. Er sah 1935 im Reich »Kiefern in Reih und Glied den Berghang hinaufmarschieren, um sich am Kamm zu treffen«. Aber er schaute auch nach unten und war erschüttert über die versauerte, lebensfeindliche Nadelstreu in Kiefern- und Fichtenmonokulturen und den Verlust der süßen Bodenpflanzen, womit besonders zartblättrige Pflanzen wie zum Beispiel Hasenlattich, Waldweidenröschen, Türkenbund oder Schneeball gemeint sind. Leopold sah eben nicht nur den finanziellen Ertrag; ihn interessierte der Wald als Gesamtlebensraum; Wald begann für ihn nicht erst mit Stämmen in Augenhöhe. Eine Sichtweise, wie sie einzelne deutsche Forstwissenschaftler und Förster schon ab 1880 entwickelt hatten, die sich aber gegen die Jagdtrophäenzüchter und Zinseszinsrechner (Wald nur als Kapitalanlage) nicht durchsetzen konnten.

Leopold hatte dieses Defizit fast seherisch bemerkt: »Die deutsche Erfahrung ist eine offene Warnung, dass forestry wohl oder übel mehr öffentliches Interesse umschließt als nur den Nachschub von Stämmen; dieses Interesse kann verletzt oder unterstützt werden durch die Förster.«

Leopold bemerkte zu der unseligen Kombination naturferner Jagd und Forstwirtschaft: »Man kann nicht durch deutsche Wälder reisen, ohne durch die Tatsache überwältigt zu werden, dass künstliches »game management« [Leopold meinte die deutsche Wildhege] und eine artifizielle Forstwirtschaft sich gegenseitig zerstören.« Und »die Deutschen haben, durch künstliche Anpflanzung, den Großteil ihrer Wälder, die einmal überwiegend aus Mischwald bestanden, in reine Fichten- und Kiefernforste verwandelt. In solchen Wäldern gibt es kaum oder gar kein Futter für Wild, nur auf frischen Kahlschlägen, wo etwas aufwächst. Dort entsteht enormer Fraßdruck auf die Pflanzendecke, was in der Tendenz nicht nur die Holzproduktion eliminiert, sondern auch den verdaulichen Aufwuchs: alle Büsche und Kräuter, die Wild und Vögel brauchen – ja sogar die gesetzten Fichtenschösslinge. Um den Schaden abzuwenden, zäunt man ein, was abermals die Tragfähigkeit [für die verbliebenen nicht gezäunten

Gebiete] einschränkt. Um den Hungertod des Wildes abzuwenden, wird gefüttert, dadurch unterhält man ganz erhebliche Stückzahlen.«⁵

Leopold stellte auch die entscheidende Frage: »Warum duldet man solche Zustände?« Seine Antwort: Die Förster [»forest officers«] wollen ihr Privatvergnügen (ihre Jagdprivilegien) nicht zugunsten des Gemeinwohls [»public good«] beschneiden lassen.

Damit waren die Hauptursachen der Wald- und Wildproblematik eindeutig und bis heute gültig beschrieben. So klar konnte das vor bald achtzig Jahren wohl nur ein kenntnisreicher Beobachter formulieren, der nicht in die Machtverhältnisse einer Diktatur eingebunden war.

Schon in den Dreißigern gab es eine gut funktionierende Interessenvertretung der waidgerechten Hegejagd, einen Schulterchluss zwischen hochrangigen Politikern (allen voran Hermann Göring), waidgerechten Jägern sowie den meisten Förstern. Das waren zwar weniger als ein Prozent der Bevölkerung. Aber es war – und ist – die erfolgreichste Lobby im Freizeitbereich.

Das Jagdförstererbe überschattete auch den Lebensweg eines Mannes, der bei Inkrafttreten des Reichsjagdgesetzes im Jahre 1934 knapp fünf Jahre alt war und dem wir durch dieses Buch folgen werden.

1. Im Wald wächst ein Jäger (1929–1945)

Rund sechs Jahre bevor der große Naturforscher Aldo Leopold Deutschland bereiste, kam ein anderer Waldmann zur Welt.

Hochsommeranfang 1929. Die Zeit der Fahnenstangenwälder und der Hitlerdiktatur hatte noch nicht begonnen. Nur wenige Hellsichtige sahen bereits Vorzeichen kommender Düsternis. Die Weimarer Republik war schon angeschlagen, aber sie lag noch nicht in ihren letzten Zügen, als am 30. Juni 1929 am Südrand des Truppenübungsplatzes Königsbrück eine Fahne aufgezogen wurde. Eine weißblaue bayerische. Mitten in Sachsen. Ein paar Dutzend Kilometer nordöstlich von Dresden.

Gehisst hatte sie Ludwig Meister, Förster der örtlichen Heeresforstverwaltung, anlässlich der Geburt seines ersten Sohnes Georg. Es lag ein wenig Stolz in der Veranstaltung. Seht her, ihr Leute: Bayern behauptet sich auch in der Fremde – Naturverjüngung fernab der bayerischen Heimat.

Da stand er nun, Revierförster Ludwig Meister, grünuniformiert, schussbereit und mit einem Fuß auf der Karriereleiter, die für Forstbeamte damals üblicherweise auch die Sprossen von Hochsitzleitern hatte. Schlecht hatten es die Meisters, seit 1928 verheiratet, wahrlich nicht erwischt. Eine Festeinstellung in Zeiten grassierender Arbeitslosigkeit – im Jahr 1929 lag sie durchschnittlich bei fast 1,9 Millionen.

Auf dem Waldgelände der übenden Reichswehreinheiten tätig zu sein bedeutete Baumernte und Baumpflanzaktionen als alltägliche Pflicht. Die Kür aber war das Schöne, das edle Wild, das für allfällige Jagdgäste vorrätig gehalten werden musste: ranghohe Offiziere und Vorgesetzte.

Sohn Georg wuchs in eine Tier- und Waldidylle hinein. Gerade